

MIHRIBAN ÖZOGUZ

**PALÄSTINA
PALÄSTINA**

EIN ROMAN

www.eslamica.de

ESLAMICA

Gewidmet dem unterdrückten palästinensischen Volk.

www.eslamica.de

1. Auflage
© Verlag Eslamica
m-haditec GmbH
Bremen 2024

Alle Rechte vorbehalten.
ISBN 978-3-946179-37-5
www.eslamica.de

1.

Man sagte, er hätte Steine geworfen, das war der einzige Grund. Das hat unsere damalige heile Welt durcheinandergebracht. Von da an war nichts mehr so, wie es einmal gewesen war.

Mein ältester Bruder Ali wurde von den Israelis mitgenommen, einfach so. Mein Vater liebte Ali, Ali war für ihn seine große Stütze. Als Ali mit fünfzehn Jahren gefesselt aus unserem Haus abgeführt wurde, war ich gerade mal neun Jahre alt. Ich erinnere mich, wie meine Mutter die Füße der Soldaten umfasste und versuchte, sie daran zu hindern, ihn mitzunehmen, wie diese sie mit den Füßen wegstießen, und als mein Vater zu ihr laufen wollte, festgehalten wurde. Ich sah, wie sie meiner Mutter ihr Kopftuch vom Kopf rissen und laut lachten. Als mein Vater versuchte, sich loszureißen, wurde er mit einem Gewehr gegen den Kopf gestoßen. Er knickte in die Knie. Ich sah, wie sie auf meine kleinen Geschwister mit dem Gewehr zielten und „bäm, bäm, bäm“ schrien und sich vor lauter Lachen nicht mehr einkriegen konnten. Ich sah, wie meine Mutter sich losriss und auf meine kleineren Geschwister zulief, um sie zu umarmen, als ob sie sie vor dem Anblick schützen wollte. Ich sah Jamila, meine ältere Schwester, in der Ecke gekauert, mit ängstlichem Blick ihre Knie umfassend sitzen. Ich sah Verzweiflung und Tränen in den Augen meines Vaters und ich sah Hass, unendlichen Hass in den Augen meines Bruders Ali. Er schaute zu mir rüber, als ob er sagen wollte: „Räche mich

und unsere Familie, räche das Elend unseres Landes und unserer Frauen, Männer und Kinder.“

Ich merkte, dass auf meinen kleinen neunjährigen Schultern die ganze Last eines Volkes lag, ich merkte in dem Augenblick, dass ich kein Kind mehr war. Ich war erwachsen geworden.

Der Soldat, der meiner Mutter das Kopftuch vom Kopf gerissen hatte, zielte auf mich und sagte: „Wenn ihr jetzt nicht alle ruhig seid, dann nehmen wir den da auch noch mit.“

Machtlos gegen so viel Ungerechtigkeit biss ich mir auf meinen Handrücken, so doll, dass es anfang zu bluten, ich merkte nicht einmal, dass das Blut an meinem Mundwinkel herunterfloss, weder merkte ich, wie meine Zähne sich immer tiefer in mein Fleisch bohrten, noch merkte ich den Schmerz. Denn der Schmerz in meinem Herzen über die Tränen meines Vaters und die Tränen meines kleinen zweijährigen Bruders, der vor Angst seine Augen ganz weit geöffnet hatte und hysterisch schrie, waren so viel größer, dass ich nichts anderes spüren konnte. Ich war in einem Zustand der Trance, ich konnte mich weder bewegen, noch konnte ich sprechen, ich konnte nur noch fester zubeißen. Bis heute noch habe ich auf meinem Handrücken eine Narbe davon. Sie erinnert mich immer wieder an dieses Ereignis. Die Ohnmacht, nichts machen zu können, während geliebte Menschen gefesselt, gefoltert, weggeführt und gedemütigt werden, das ist das Schrecklichste, was man sich vorstellen kann, dachte ich damals. Die Ohnmacht, dazustehen und nichts machen zu können, das kann einen verrückt machen.

Ich sollte aber eines Besseren belehrt werden.

Mein Bruder Ali und ich waren ein Top-Team. Er war mein großes Vorbild, ich versuchte immer, das nachzuahmen, was er machte. Jeden Tag ging er raus, vor und nach der Schule sammelte er Steine und warf diese gegen die Siedlungen, gegen israelische Autos und gegen die Mauern. Die Mauern, die, so schien es mir damals, mit meinen neun Jahren, wir nie werden durchbrechen können. Die Mauern, die so hoch und unendlich lang waren. Mauern des Hasses, Mauern der Sorge, Mauern des Leides, der Trauer, der Ungerechtigkeit und Mauern der Besatzung und Apartheid. Mein Bruder hatte mir auf dem Schulweg mal erzählt, dass wir die Generation wären, auf die unser Volk zählte, dass wir mitverantwortlich wären, wenn wir nichts gegen die Besatzung machen würden.

Ich hatte ihn gefragt: „Was macht es den Israelis denn schon aus, wenn wir die Mauern mit Steinen bewerfen, die kriegen doch überhaupt nichts ab. Das tut ihnen doch nicht weh, Ali.“

Mein Bruder fasste mich an die Schulter und sagte: „Bilal vergiss nie, was ich dir jetzt sagen werde. Wisse, es tut ihnen weh. Allein schon zu sehen, dass es Menschen gibt, die ihre Unterdrückung nicht akzeptieren und ihre Meinung kundtun, mit dem, was sie können, ja, Bilal, das tut ihnen höllisch weh. Wir zeigen nicht nur ihnen, sondern der ganzen Welt, was für ein Unrecht hier geschieht. Mit jedem Stein werden sie schwächer und mit jedem Märtyrer sind sie dazu verdammt, irgendwann mal ihr Unrechtssystem zu verlieren. Wenn wir immer weiter machen und nie unseren Mut verlieren, können wir vielleicht mit Allahs Segen und Hilfe irgendwann einmal unsere Befreiung feiern. Du und ich, wir werden uns dann Arm in Arm beglückwünschen

zu unserem Sieg!“

Er war sehr patriotisch und hoffnungsvoll, mein Bruder Ali. Er war mein Held und ist es jetzt umso mehr.

Warum wurde er festgenommen? Ja, das war wohl eine Geschichte für sich.

Er hatte einige Steine gegen ein Siedlerauto geworfen. Der Fahrer erschrak, das Auto geriet dadurch aus seiner Bahn, machte ein paar Sprünge in der Luft und landete am Ende kopfüber auf der anderen Straßenseite. Die drei Siedler starben vor Ort und Ali wurde zu dreifacher lebenslanger Haftstrafe verurteilt, das erfuhren wir alles aber erst später. Er lief von der Unfallstelle weg, aber man hatte ihn gesehen und verfolgt. So fanden sie ihn und holten ihn ab. Die Augen verbunden und die Hände gefesselt schubsten sie Ali aus dem Haus, er fiel, sie schubsten ihn wieder grob weiter, lachten, traten und quälten ihn mit ihren dicken Soldatenstiefeln und ihren Gewehren. Es musste ihm sehr wehtun, aber er sagte keinen Mucks. Ich sah nur noch, wie er sein Gesicht verzerrte. Ich versuchte, es zu deuten, aber ich konnte nicht. Es ging dann alles so schnell. Sie nahmen ihn einfach so mit. Das sollte das letzte Mal gewesen sein, dass ich Ali sah.

Als ich das Lachen und Fluchen der Soldaten nicht mehr hören konnte, merkte ich, dass ich immer noch auf meinen Handrücken biss. Jetzt fühlte ich den metallischen Geschmack meines Blutes und merkte den pochenden und immer stärker werdenden Schmerz. Meine Geschwister winselten nur noch leise vor sich hin, meine Mutter hielt sie beide in ihren Armen und mein Vater umarmte alle. Er hatte seinen Kopf auf die Schulter meiner Mutter gelegt und weinte, er weinte bitterliche Tränen. Er weinte um den

Verlust seines Ältesten, der Demütigung und der Erniedrigung seiner Familie, er weinte und murmelte dabei Gebete. Ich ging zu meiner Familie und legte auch meine Arme um sie. Ich hörte, wie mein Vater Gebete der Dankbarkeit murmelte.

„Was gibt es denn da zu danken?“, schrie ich voller Wut, Verzweiflung und Unverständnis. Wut auf einen Gott, der dies alles zugelassen hatte. Ja, damals konnte ich noch nicht verstehen, wie es sein konnte, dass Gott so viel Ungerechtigkeit zuließ.

Mein Vater drehte sich zu mir um, schaute mich aus seinen weisen Augen gütig an und sagte nur: *„Sei dankbar für alles, was dir zustoßt, denn alles ist gut für dich, so wie es kommt. Unser Schöpfer wird wissen, was für uns das Beste ist!“*

Ich verstand damals nicht so recht, was er damit meinte. Jetzt, einsam in meiner Zelle, hallen die Worte meines Vaters in mir nach und ich denke darüber intensiver nach: *„Sei dankbar...“*

Nach meinem Bruder war ich der Hoffnungsträger der Familie. Von dem Tag an begleitete mich mein Vater öfters zur Schule und auch wieder zurück, damit ich nicht wie mein Bruder Steine werfen konnte.

„Ein Sohn reicht!“, antwortete er immer nur, wenn ich ihn fragte, warum ich nicht alleine zur Schule gehen durfte. Ich war der Klassenbeste und anscheinend auch intelligenter als die meisten im Dorf. Meine Lehrer legten meinen Eltern ans Herz, mich nach Deutschland zu schicken. Nach meinem Abitur unterstützte mich sogar das Forschungszentrum an der „An-Nadschah National University“ in Nablus und gab mir ein Stipendium für Deutschland, mit dem